E 219 49

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft "Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach - Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß - Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach - Stiftung, Frankfurt/Main.
Anschrift: Berliner Straße 37, 97616 Bad Neustadt Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 0179 - 6100 April – August 2006 53. Jahrgang, Nummer 2

Sind wir nicht alle Parias?

Mit großem Interesse habe ich in den DNA vom 9. Mai den Beitrag unseres großen Schriftstellers und Poeten André Weckmann über die „Zwangseingezogenen" („Les Parias") gelesen - mit um so größerem Interesse, als auch ich zu dieser Gruppe gehöre. Zu denen aus meiner Generation, die, wie Weckmann es ausdrückt, „vom Siegel der Infamie" gezeichnet sind. Es ist nicht meine Absicht, in allen Einzelheiten auf Weckmanns Darstellung einzugehen, der ich beistimme. Aber an einer Stelle habe ich einen gravierenden Einwand: Nämlich den, daß wir Elsässer in den Augen der Franzosen sowieso Parias sind, ob wir nun zwangseingezogen waren oder nicht! Wir sind Parias, nicht etwa, weil wir eine deutsche Uniform getragen haben: schließlich haben auch Abertausende von „richtigen Franzosen" als Freiwillige bei der LVF oder der Waffen-SS deutsche Uniformen getragen. Denn wir sind Parias, weil wir Elsässer und Deutschlothringer Alemannen oder Franken sind, anders ausgedrückt: weil wir Germanen sind. Darin besteht unsere Erbsünde, die uns ein für allemal im Lande der Freiheit, Gleichheit und der Brüderlichkeit zu Parias abstempelt. Darüber kommt die Grande Nation einfach nicht hinweg.

Gewiß könnten unsere Politiker im Elsaß einmal kräftig dazwischenfahren. Aber das tun sie nicht - und werden es auch nie tun, wenn nicht irgendwann einmal ein Autonomist sich unter ihnen befinden sollte. Denn es könnte irgendeinen der Herren in Paris stören, wenn man ihm einmal die Wahrheit unter die Nase riebe.

Alle Einwohner im Elsaß und in Deutschlothringen „passe nit ins Bild"! In Paris und in Innerfrankreich, vielleicht sogar in Oradour, akzeptiert man die Elsässer, wenn sie in Folkloretrachten frisch gekühlten Elsässer Wein servieren mit Köjlopf; ansonsten mögen sie recht brav und stille bleiben und hübsch ihre Steuern zahlen. So sieht es mit der Rolle des Elsaß in Frankreich ungefähr aus!

Das große Rätsel dieses Zustandes aber bleibt das Warum. Was ist das Geheimnis, weshalb lassen sich die Elsässer und Deutschlothringer so jämmerlich am Gängelband herumführen? Dabei würde es doch genügen, den Leuten in Paris endlich einmal ein „Jetzt langt's!" ins Gesicht zu schleudern. Zwischen dem Elsaß und Frankreich fließt ein cloud-stream, den einmal zu klären die Elsässer einfach nicht mehr fähig sind. Schade für das Elsaß, schade für Frankreich, schade für Europa!

Gabriel Andres

Ein Blick zurück, um weiterzugehen

„Der Westen" erscheint seit über 50 Jahren, in den letzten Jahren starben mit Eduard Haug und Michel Ertz die letzten beiden Vorsitzenden unserer Gesellschaft und Mitarbeiter unserer Zeitschrift, die noch das letzte Jahrhundert im Elsaß selbst mit allen seinen Auseindersetzungen und Abschieden erlebt hatten. Viele unserer jüngeren Leser fragen nach Personen und Ereignissen im letzten Jahrhundert, die mit unserer Arbeit und dem Elsaß zusammenhängen.

Die Redaktion hat sich deshalb vorgenommen, in Zukunft bewußt immer wieder an Personen und Ereignisse zu erinnern, die mit unserer Aufgabe und mit dem Elsaß zu tun haben. Deshalb bitten wir unsere Leser, soweit sie weiterhelfen können, uns (auch leihweise oder als Kopie) biographisches Material zu überlassen, z. B. über Eduard Haug, Karl Eduard Berron, Michel Ertz, Paul Schall, Robert Ernst, Christian Hallier, die Autonomisten der Zwischenkriegszeit, die Nanziger. Willkommen sind auch eigene oder nachgelassene Erlebnisberichte.

Teures Straßburg

Straßburg, Amtssitz des Europäische Parlament, ist dem Parlament teuer, bleibt aber ungeliebt. Seit 1997 ist dieser Zustand, dank festen Drucks aus Paris, vertraglich festgeschrieben. In der Realität ist Straßburg nur ein ungeliebter seltener Tagungsort des Parlaments, das einmal im Monat mit einem Riesentroß an Gepäck für viertägige Plenarsitzungen vom eigentlichen Zentrum Brüssel nach Straßburg umzieht. Rein rechtlich, auf dem Papier, ist Straßburg der Sitz des Europäischen Parlaments, Brüssel ist nur der niederrangige „Arbeitsort" (wie auch noch Luxemburg, dort sitzt das Generalsekretariat des Parlaments). Doch in Brüssel wird Politik gemacht, dort tagen Ausschüsse und Fraktionen, dort finden auch gar nicht vorgesehene zahlreiche Plenarsitzungen statt. Seit Jahren regt sich im Europäischen Parlament erheblicher Widerstand gegen die bestehende Regelung und ihre hohen Kosten (ab 300 Mio. Euro aufwärts). Die Ablehnung Straßburgs geht durch alle Fraktionen und wird von Abgeordneten aus allen Mitgliedsstaaten (Frankreich offiziell ausgenommen) geteilt. Entschiedene, in der Öffentlichkeit bemerkbare Fürsprecher hat Straßburg als Parlamentssitz unter den nichtfranzösischen Abgeordneten keine, um so mehr lautstarke Kritiker, auch aus Deutschland.

Die Kritiker des „Wanderzirkus" bekamen in diesem Sommer neue Argumente und neuen Zulauf, als heftige Empörung über eine angeblich zu hohe Miete aufkam, die die Stadt Straßburg vom Europäischen Parlament verlange. Die Stadt wehrte sich mit einer Stellungnahme von 70 Seiten Umfang und Oberbürgermeisterin Fabienne Keller, die die Forderungen der Stadt vor dem Haushaltskontrollausschuß des Parlaments rechtfertigte, war im Mai voller Zuversicht, daß die Kritik widerlegt und die Krise abgewendet worden sei. Vielen Kritikern schienen die fraglichen Vorgänge nicht „restlos geklärt" zu sein und sie ließen sich

Fortsetzung auf Seite 2

Der elsässische Historiker Medard Barth (1886-1976)

Medard Barth wurde am 16. November 1886 als Sohn eines Winzers in Börsch am Fuße des Odilienbergs geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Oberehnheim und des Kleinen Seminars in Zillisheim studierte er Theologie am Großen Seminar und an der Universität in Straßburg und wurde 1912 zum Priester geweiht. Er war danach zunächst Studienaufseher im bischöflichen Gymnasium St. Stephan, ehe er im Ersten Weltkrieg als Militärgeistlicher eingezogen wurde. 1919 ging er für ein Jahr nach Paris zum Studium am Institut Catholique und an der Sorbonne. Von 1920 bis 1940 wirkte Medard Barth als Professor am Bischöflichen Gymnasium in Straßburg. Daneben betrieb er historische Forschungen. Mit seiner Arbeit „Das Kollegialstift St. Leonard. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Elsaß" erwarb er 1929 den Doktortitel der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i.U./Fribourg in der Schweiz. Der Straßburger Bischof Mgr. Ruch ernannte Dr. Barth 1937 zum Ehrendomherren (Chanoine). Während des Zweiten Weltkriegs betreute Medard Barth elsässische Theologiestudenten am Großen Seminar in Freiburg im Breisgau. Er selbst erlangte in Freiburg mit einer Arbeit über „Die heilige Odilia. Ihr Kult in Volk und Kirche" den Doktortitel der Theologischen Fakultat.

Nach dem Zweiten Weltkrieg zog sich Medard Barth 1945 nach Börsch zurück und widmete sich fortan ganz seinen wissenschaftlichen Studien. Zweimal im Jahr arbeitete er für einige Wochen in Straßburger Archiven. Im Jahr 1966 verlieh ihm die Philosophische Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. die Ehrendoktorwürde. Im Herbst 1974 zog Medard Barth in das Priesterheim Marienthal bei Hagenau, wo er am 26. März 1976 starb.

Als ausgezeichneter Kenner der Bestände der kirchlichen und weltlichen Archive des Elsaß veröffentlichte Medard Barth rund 300 Arbeiten zur elsässischen Kirchengeschichte, auch einige zur Lokalgeschichte sowie Biographien elsässischer Gelehrter. Er war Mitarbeiter an über 25 Zeitschriften, besonders am „Freiburger Diözesanarchiv" und am „Archiv zur elsässischen Kirchengeschichte" (Archives de l'Eglise d'Alsace). Zu den wichtigsten Veröffentlichungen des Gelehrten gehören das „Handbuch der elsässischen Kirchen des Mittelalters" (Archives de l'Eglise d'Alsace, tomes XXVII, 1960; XXVIII, 1961; XXIX 1962-63; Neuauflage in einem Band Bruxelles 1980), ferner „Elsaß, das Land der Orgeln" - im 19. Jahrhundert - (Archives de l'Eglise d'Alsace, tomes XXXI, 1965-66) und „Der Rebbau des Elsaß und die Absatzgebiete seiner Weine" (Straßburg/Strasbourg-Paris 1958). Was Medard Barth 1930 in einem Nachruf (Archiv für elsässische Kirchengeschichte, 5. Jg., Straßburg 1930) auf Prälat Dr. Nikolaus Paulus schrieb, gilt auch für ihn: er war ein rastloser Forscher, von unbestechlicher Objektivität, der nur aus den ersten Quellen schöpfte, sie kritisch sichtete und ihre Ergebnisse methodisch bearbeitete. Als Beleg dafür sei hier ein Beispiel aus dem „Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter" angeführt. Über die Turmspitze des Straßburger Münsters schreibt Medard Barth: „Nach Grandid., Essais 61 f, bildete bei der Vollendung des Turmes 1439 eine Marienstatue dessen Spitze. Bereits 1488 wurde sie wegen der ihr drohenden Blitzgefahr durch ein Kreuz ersetzt. Im J. 1488 'ward', nach der Strass. Münsterchronik, 'der Knopff uff dem münsterturm herabgethan uff welchem ein Marienbild in stein gehauwen aufrecht gestanden: Und ane desselben statt ein neüwer Knopff uffgesetzt worden uff welchem ein kelch mit einem oscot oder oblat eingehauwen ist, wie noch zu ersehen. ...' Fragments des anciennes chroniques d'Alsace, I (Str. 1887), 16. - Dass von Anfang an nicht eine Marienstatue, sondern das Kreuz den Turmhelm zierte, hat nachgewiesen Jos. Walter, La flèche de la cathédrale de Strasbourg. Sa madonne, sa croix ... , in: Bull. de la Soc. des amis de la cathédrale de Strasbourg 5 (1939), 7-10. - Zum bildlichen Wettersegen auf dem Knauf oben am Kreuze, vgl. Alfred Pfleger, Wettersegen und Wetterschutz im Elsass, in: AEKG 16 (1943), 266 ff, 271 (Abb.)". amg

Elsässische Spruchweisheiten

Wi zehrt, Bier nährt. Mülhausen

Mischtlack löscht o Fihr. Mülhausen

Im Schatten

Im Wirtschaftsteil der deutschen Presse tauchen schon das ganze Jahr über Berichte über die Krise der Kleinwagensparte Smart bei Mercedes/Daimler-Chrysler auf: Milliardenverlsuste, immer wieder hartnäckige Gerüchte über die Einstellung der Smartproduktion. Das Ende des Pkwtyps Smart wurde verworfen, er erhält noch eine letzte Chance, doch die Modellzahl wurde reduziert. Die Folgen für die Mitarbeiter waren erheblich, ihre Anzahl wurde fast um die Hälfte verringert, zum 1. Juli mußten noch einmal 300 Mitarbeiter ausscheiden.

Nun betreibt Daimler-Chrysler im lothringischen Creutzwald ein eigens für die Herstellung des Smart errichtetes Werk, das von der Existenzkrise seines Erzeugnisses erheblich betroffen ist. Betroffen sein müßte, denn selbst diese Tatsache wie gar Einzelheiten ignorieren deutsche Journalisten, vermeiden jede Information darüber. Als das Werk in Creutzwald errichtet wurde, und dann noch einige Zulieferbetrieb nach sich zog, gab es viel Werbe- und Freundschaftsgetöse; der Betrieb im Rückwärtsgang wird von Schweigen begleitet. Was die Medien in den westlichen Grenzregionen dazu sagen, entzieht sich unserer Kenntnis. In den binnenländischen und überregionalen Veröffentlichungen Deutschlands zu den Folgen des Niedergangs kein Wort, ärgerlich, aber kaum verwunderlich, über Europa eben immer nur Gerede, und nur dann, wenn man Fanfarengeschmetter dazu bestellen kann.

Teures Straßburg, wenig geliebt in der EU

Fortsetzung von Seite 1

die Munition, die gegen den ungeliebten Parlamentssitz verschossen werden kann, nicht nehmen.

Es geht um einen Betrag in Höhe von 30 Millionen Euro, den die Stadt in den letzten 27 Jahren vom Parlament eingezogen hat, ohne ihn an den Eigentümer des Parlamentsgebäudes, einen niederländischen Rentenfonds, weiterzuleiten. Fabienne Keller hatte vor dem Ausschuß umfangreiche Renovierungskosten geltend gemacht. Lange habe die Stadt mit dem Risiko leben müssen, den Status als Parlamentssitz zu verlieren. Auch wolle das Parlament die betreffenden Gebäude kaufen. In diesem Fall habe Straßburg im Rahmen des Erbpachtvertrags mit dem Rentenfonds Anspruch auf eine Entschädigung.

Wie man sieht, alles etwas luftige Begründungen, so daß Straßburg vor dem Problem steht, daß in seinem Haushalt eines Tages plötzlich 30 Millionen fehlen könnten. Doch was faktisch droht, kann politisch ganz anders gelöst werden. Und der Präsident in Paris wird schon deutlich knurren und brummen, wenn es ihm an der Zeit zu sein scheint.

ISSN 0179-6100

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V.

Geschäftsstelle: Berliner Straße 37, D-97616 Bad Neustadt, Tel. 09771/98396, e-mail: Freunde-der-Steinbach-Stiftung@web.de. Konto: Postbank Stuttgart, Kto. 370 15-708 (BLZ 600 100 70).

Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Dietrich Pfaehler.

Druckerei Leibold GmbH, Karlsruher Str. 46 76287 Rheinstetten-Forchheim

Beilagenhinweis: Einem Teil der Auflage dieser Ausgabe liegen ein Überweisungsformular bei.

Malerisches Elsaß um 1850

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts, besonders seit dem Niedergang der napoleonischen Herrschaft, blühte in Europa eine unübersehbare Fülle von druckgraphischen Landschaftsdarstellungen und Städtebildern auf. Der Ursprung dieser Bilderflut, die uns in romantischer Sehweise überliefert, wie die schönsten Flecken damals aussahen, liegt in den Entdeckungstouren englischer Reisender auf den Kontinent, zunächst und bevorzugt an den Rhein. Diese Reisenden brauchten illustrierte Reiseführer und danach Bildbände als Erinnerungsstücke. Im Nu erfaßte diese Mode ganz Europa, konnte man auf diese Weise doch im Bild erkunden, was zu durchreisen der Mehrzahl der Europäer gar nicht möglich war.

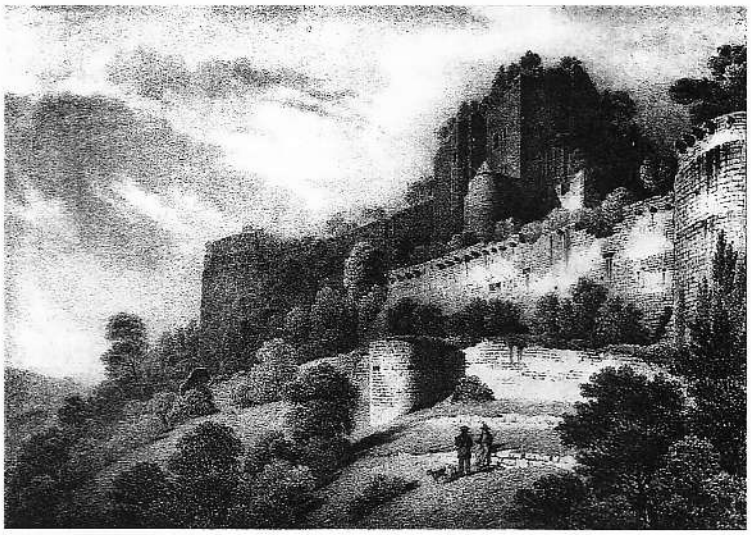
Auch das Elsaß wurde durch diese englischen und deutschen illustrierten Werke über den Rhein und seine Mittelgebirge wiederentdeckt und vielfach bekanntgemacht. Diese frühen Illustrationen wurden in der Technik des Stahlstichs hergestellt, der hauchfeine Darstellungen und variationsreiche Hell-Dunkelabstufungen bei hohen Auflagen erlaubte; der Stahlstich wurde als teilmechanisierte Weiterentwicklung der Radierung und des Kupferstichs in England für die genannten Ansichtenwerke entwickelt. Nach 1800 verbreitete sich schnell das kurz zuvor von Alois Senefelder erfundene Steindruckverfahren (Lithographie), das künstlerisch bessere Entfaltungsmöglichkeiten bot, technisch weniger mühsam vorzubereiten war und bald auch farbige Drucke erlaubte.

Hohe Fertigkeit in der Lithographie entwickelte der 1788 in Mülhausen geborene, zunächst in Heidelberg tätige Künstler Gottfried Engelmann. Zeitweise wohl der bedeutendste Lithograph überhaupt, eröffnete Engelmann in Mülhausen eine Lithographische Anstalt, die die neue Technik in Frankreich einführte und durch zahlreiche Reproduktionen von Hauptwerken der Kunstgeschichte in bis dahin undenkbarer Qualität bekannt machte. Aber auch viele bedeutende zeitgenössische Künstler aus Frankreich, der Schweiz und Deutschland ließen bei Engelmann ihre Entwürfe in Lithographien übertragen oder sich in der Technik unterweisen. „Impr. chez G. Engelmann" ist noch heute im Kunsthandel ein besonderes Qualitätsmerkmal.

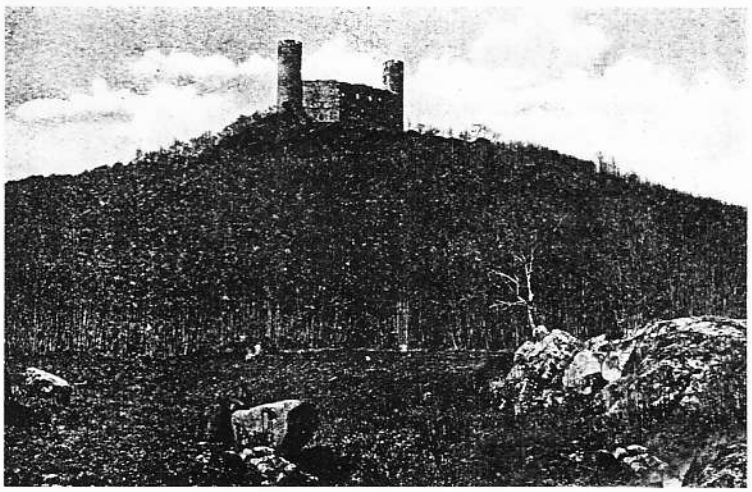
Engelmann starb bereits 1833, doch ist mittelbar seinem Anstoß zu verdanken, daß das Elsaß bis Mitte des 20. Jahrhunderts neben Leipzig und München der bedeutendste Standort für das anspruchsvolle (später: Kupfer-) Tiefdruckverfahren wurde (Braun & Cie.). Künstlerischer Nachfolger Engelmanns und Gründer eines konkurrierenden Lithographischen Ateliers wurde ein weiterer Elsässer, Jakob Rothmüller (1804-1862).

Jakob Rothmüller wurde am 26. Dezember 1804 in Colmar geboren. Schon als Kind fiel er durch seine unbändige Lust am Zeichnen auf und erhielt daraufhin besonderen Unterricht in diesem Fach. Auf vielen Exkursionen in die Vogesen zeichnete er als Schüler vor allem Burgruinen und andere alte Baudenkmäler. Das wurde dem Colmarer Magristrat de Colbéry bekannt, als dieser im Auftrag des Ministeriums einen Künstler suchte, der für eine Pariser Bibliothek die wichtigsten geschichtlichen Denkmäler des Elsaß abbilden sollte.

De Colbéry vermittelte diesen Auftrag an den damals Siebzehnjährigen, der die Arbeit mit großem Geschick erledigte.



Hochkönigsburg



Andlau

(Golbery, Ph. de. u. J. G. Schweighäuser: Antiquités de l'Alsace. Ou: Chateaux, Eglises et autres Monuments des Departemens du Haut et du Bas-Rhin. Premiere Section: Dept. du Haut-Rhin. Engelmann, Mülhausen u. Paris1828, 2 Bde.)

Von 1823 bis 1830 war Rothmüller als Landschaftszeichner in Gottfried Engelmanns Lithographischer Anstalt in Mülhausen tätig. Engelmann, der Rothmüller und dessen Talent sehr schätzte, schickte ihn jedes Jahr für ein paar Wochen in die Schweiz, wo er die Gegend durchsstreifte und ihre Besonderheiten mit Stift und Papier festhielt. als Vorlage für lithographierte Ansichten. Bereits 1830 machte sich Rothmüller schließlich in Colmar selbständig. 1839 veröffentlichte er das Werk „Vues pittoresques des châteaux, monuments et sites remarquables de l'Alsace/Malerische Ansichten der Schlösser, Denkmäler und bemerkenswerten Landschaften des Elsaß" mit 123 lithographischen Tafeln. Das Werk erregte großes Aufsehen.

Die folgenden vier Jahre verbrachte Rothmüller in Wien und zuletzt in München, studierte die Meisterwerke in den Museen, durchzog die Alpen- und Seenlandschaften und schloß zahlreiche Freundschaften. Danach kehrte Rothmüller nach Colmar zurück und arbeitete an einem weiteren großen Werk („Musée pittoresque et historique de l'Alsace"), das dann 1863 nach seinem Tod erschien. Es enthält 105 foliogroße Ansichten aus dem Oberelsaß und 204 Seiten Text aus der Feder von Louis Levrault, Rouvrois de Morville und Xavier Mossmann. Den geplanten zweiten Band mit Ansichten aus dem Unterelsaß konnte Rothmüller nicht mehr vollenden. Er starb am 10. Februar 1862 in Colmar. In seinen Zeichnungen und Lithographien hat er uns eine tief romantische Sicht auf die unzerstörte wie die zerfallene oder in Trümmer gelegte Welt des Elsaß aus Mittelalter, Renaissancezeit und früher Neuzeit festgehalten und überliefert, die nun auch schon wieder längst vergangen, aber in unseren Vorstellungen vom Elsaß noch vorhanden ist. amg/dp

Elsässische Spruchweisheiten

Wer nit dia G'spass versteh',
Müess nit züe de Lit geh.

Klein Landau

VOR 90 JAHREN

Die Hölle von Verdun

Über 300 Tage lang, vom 21. Februar bis 20. Dezember 1916, währte im Ersten Weltkrieg die Ausblutungsschlacht um Verdun. Der damalige Chef des deutschen Generalstabs, General Erich von Falkenhayn, suchte nach der Erstarrung des Krieges an Ost- und Westfront die Entscheidung im Westen und wollte den Gegner an diesem Eckpfeiler der französischen Front besiegen. Im Lauf des Sommers wurde Falkenhayn, als seine Strategie nicht zum schnellen Erfolg führte, durch Hindenburg und Ludendorff abgelöst. Auf französischer Seite war General Philippe Pétain Befehlshaber in der Schlacht um Verdun. Zunächst eroberten deutsche Truppen die Forts Douaumont und Vaux; später gelang es französischen Truppen unter General Mangin, beide Forts zurückzugewinnen. Auch die Forts Mort-Homme (Toter Mann), Côte 304 (Höhe 304) und Côte de Poivre (Pfefferrücken) waren lange heiß umkämpft. Als sich die deutschen Streitkräfte vier Tage vor Weihnachten zurückzogen, hatte Frankreich bei Verdun 362.000 Mann verloren; die Verluste auf deutscher Seite betrugen 336.831 Mann.

Schon bald nach Kriegsende wurden Schülerfahrten auf das schwer zerstörte Schlachtfeld organisiert. Hermann Bickler, der 1919 als Schüler des Saargemünder Lycée an einer solchen dreitägigen Fahrt teilnahm, beschreibt in seinem Buch „Ein besonderes Land" (Lindhorst 1978) den tiefen Eindruck, den die Trichterwüste auf die Fünfzehnjährigen machte.

Der 1896 in Colmar geborene Schriftsteller Paul C. Ettighoffer (gest. 1975 in Zülpich bei Euskirchen) kämpfte als Stoßtruppführer vor Verdun mit. Im Anhang seines vor 1945 und auch noch in den fünfziger und sechziger Jahren vielgelesenen Werkes „Verdun, das große Gericht" (1936, Neubearbeitung 1964) berichtet er über den gemeinsamen Nachtmarsch ehemaliger Kriegsgegner zum Douaumont im Juli 1936, an dem er teilnahm: „20 Jahre später. Nachtmarsch zu unseren toten Brüdern." 500 ehemalige deutsche Frontkämpfer lernten nun Männer von der Gegenseite kennen, Franzosen, Italiener, Amerikaner, Kanadier, Briten und Belgier. Nebeneinander, wie es sich gerade ergab, marschierten sie gemeinsam in der Regennacht zum Beinhaus von Douaumont. Dort legten sie in den Sprachen der Teilnehmer den Schwur ab, den Weltfrieden zu halten und zu schützen.

Drei Jahre später brach der Zweite Weltkrieg aus.

In der 1964 in Bayreuth (Hestia-Verlag) erschienenen erweiterten Neuauflage (zuletzt Augsburg 2000, Bechtermünz-Verlag) schreibt Ettighoffer, daß Verdun bald nach 1945 wieder viele Besucher anzog, denen die Fremdenführer jedoch ein recht einseitiges Bild von den Kämpfen vermittelten. Das änderte sich mit dem deutsch-französischen Freundschaftsvertrag vom 22. Januar 1963. Im gleichen Jahr veranstaltete der Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge das erste große deutsch-französische Jugendtreffen in Verdun. Im Jahr 1984 kam es dann zu dem symbolischen Händedruck zwischen dem französischen Präsidenten François Mitterrand und dem (west-) deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl vor dem Beinhaus von Douaumont. amg

Streiflichter auf die Geschichte des Elsaß zwischen den beiden Weltkriegen (I)

Die Zeitschrift „Die Zukunft"

Am 9. Mai 1925 erschien in Zabern die erste Ausgabe der „Zukunft", einer Wochenzeitung mit dem Untertitel „Unabhängige Wochenschrift zur Verteidigung der Elsaß-Lothringischen Heimat- und Volksrechte." Die erste Ausgabe mit einer Auflage von 5000 Exemplaren wurde gratis an alle Bürgermeister, katholischen und evangelischen Geistlichen sowie an Lehrkräfte der Volksschulen und höheren Schulen verschickt. Die „Zukunft" brachte auf der ersten Seite einen eindringlichen Aufruf an alle „stammestreuen Elsässer und Lothringer" zur „Sammlung und zur Tat zum Schutz der Heimatrechte. ... Unser Land ist gesegnet mit kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten wie kaum ein zweites: durch die Vorzüge seiner Lage, durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, durch seine Reichtümer unter der Erde, wie durch Fleiß und Tüchtigkeit seiner Bewohner. Unser Volk steht keinem seiner Nachbarn nach an Leistung und Fortschritt, nicht in Landwirtschaft und Industrie, weder in Handel und Gewerbe, noch in Kunst und Wissenschaft. ... Unsere Kultur, unsere Sprache wollen wir geachtet wissen. ... Wir verlangen Rücksicht auf die von jeher ausgeprägte religiöse Eigenart unseres Volkes. Die Verwaltung muß unseren Bedürfnissen entsprechen und umgestaltet werden und dabei sollen vor allem die Einheimischen, besonders in den leitenden Stellen, den Anteil und den Einfluß bekommen, der ihnen von rechtswegen zusteht. ..."

Zu den Gründern der Zeitschrift gehörten Paul Schall (geb. 1898), Chefredakteur der satirischen Zeitschrift „D'r Schliffstaan"; René Hauss (geb. 1896), Buchdrucker, Sohn von Karl Hauss, dem letzten Staatssekretär des Reichlands Elsaß-Lothringen; der katholische Priester Joseph Zemb (geb. 1898); die evangelischen Pfarrer Karl Maurer (geb. 1874) und August Friedrich Hirtzel (geb. 1884); Heinrich Solveen (geb. 1891), Maler und Schriftsteller; Friedrich Decker (geb. 1891), Journalist; Emil Pinck (geb. 1872), Bankier, ein Bruder des Priesters und Volksliedforschers Louis Pinck; und Ernst Ludwig Matter (geb. 1881), Schauspieler.

Das Blatt hatte Erfolg. Es wurde zum Sprachrohr der vielen Unzufriedenen im Land, die sich u.a. darüber empörten, daß Edouard Herriot nach dem Sieg des Linkskartells bei den Kammerwahlen im Sommer 1924 die Einführung der Laiengesetze im Elsaß und in Lothringen angekündigt hatte. Von der dritten Ausgabe der „Zukunft" wurden 3000 Exemplare verkauft, von der vierten 5000, der fünften bereits 7000. Im Herbst 1925 hatte die Zeitschrift 17.000 Abonnenten, im Frühjahr 1926 waren es 28.000. Die „Zukunft" wurde nicht nur im Elsaß gelesen, sondern auch in China, Amerika, Nordafrika und Australien. amg

(Fortsetzung folgt)

Verwandlung

Die zuletzt nur auf wenige Seiten reduzierte Zeitschrift „Rot un Wiss" hat sich in ein dickes, buntes Magazin „Vivre l'Alsace" verwandelt, leider trotz einer elsässisch-autonomistischen Überzeugung mit weit überwiegenden Texten in französischer Sprache, was leider ebenso unumgänglich wie begreifbar ist, falls diese Publikation ein Publikum und ein Echo finden sowie Wirkung entfalten will.

Anschrift: Vivre l'Alsace - Rot un Wiss, Artna Presse, 6, Fossé des Tanneurs, 67500 Haguenau, Tel. 03 88 90 98 12, Fax Nr. 03 88 73 74 65 . E-Post: info@vivre-alsace.net und www.vivre-alsace.net

Keltische Grammatik

In Deutschland ist er fast unbekannt, Johann Caspar Zeuß, ein Gelehrter des 19. Jahrhunderts und einer der bedeutendsten Sprachwissenschaftler überhaupt. Der aus der Nähe von Kronach in Oberfranken stammende Universalgelehrte, selbstverständlich noch ohne Universitätskarriere, befaßte sich nicht nur mit dem Deutschen und seinen Mundarten, sondern vollendete 1853 auf der Grundlage von Bibliotheks- und Archivstudien eine zweibändige keltisch-gälische Grammatik, eine bis heute grundlegende Forschungsleistung, die dem bereits damals im Rückgang befindlichen Gälischen eine sprachwissenschaftliche Grundlage und Rückhalt verschaffte.

In Irland ist Zeuß nach wie vor sehr bekannt und geachtet, so daß ihm die irische Post aus Anlaß der 200. Wiederkehr seines Geburtstags (22. Juli 1806) eine Sonderbriefmarke widmete, während in Deutschland Post und Innenministerium die Herausgabe einer Sonderbriefmarke brüsk ablehnten, so wie man hierzulande auch 1953 das Jubiläum des Erscheinens der Keltischen Grammatik und 1956 den 150. Geburtstag bzw. 100. Todestag des Gelehrten unbeachtet gelassen hatte.

Deutsch im Jahr 2006:

„fairplay" nur „on the autobahn"

Die deutschen Medien übergingen den bezeichnenden Vorfall oder reagierten leicht betreten mit wenigen Zeilen reiner Tatsachenbeschreibung: Während des EU-Gipfels im März hatte Frankreichs Präsident sichtbar wütend den Tagungsraum verlassen, als der Präsident des Europäischen Unternehmerverbandes UNICE vor den versammelten Staats- und Regierungschefs eine Ansprache hielt. Der Anlaß für den Zwischenfall: Jacques Chiracs französischer Landsmann E. A. Seillere hielt seinen Vortrag in englischer Sprache. Nach eigenem Bekunden war Chirac „tief schokkiert", weil ein Franzose gegenüber den Spitzen Europas das Französische mied.

Frankreich ist selbstbewußt

Man wird Chirac nicht Unrecht tun, wenn man annimmt, daß sein theatralischer Abgang politischem Kalkül entsprach und bewußt Aufmerksamkeit erregen wollte. Die französische Politik und große Teile der Öffentlichkeit reagieren empfindlich auf die Vorherrschaft, die das Englische im internationalen öffentlichen Leben anstrebt und helfen sich auch mit gesetzlichen Schutzwällen. In Deutschland stößt das alles auf Unverständnis, hier platzen Politiker vor Selbstbewußtsein, wenn sie nach einem Schnellkurs endlich Englisch können oder wenn sie ohne Schnellkurs immer wieder englisches Vokabular einzuflechten die Gelegenheit haben (Edmund Stoibers „Cluster", „Hipe" und dergleichen). Und deutsche EU-Beamte reden untereinander auch gerne einmal englisch oder geben deutschen Medien Interviews in englischer Sprache.

Dienst an fremden Sprachen

In diesen Zusammenhang paßt durchaus der in einer Nachricht in dieser Ausgabe geschilderte Fall Johann Kaspar Zeuß („Keltische Grammatik"), der wieder einmal die Ignoranz der sonst selbst nach „krummen" Jahrestagen so süchtigen Ereignis-Politiker und Schwätz-Medien beweist; er ist recht typisch und kein Einzelfall. Doch macht sich in diesem Zusammenhang auch unangenehm bemerkbar, wie nachlässig in Deutschland nicht nur mit der eigenen Tradition und Geschichte, sondern auch mit der Sprache umgegangen wird. Die keltische Grammatik ist ja kein Einzelfall. Rührend kümmern sich seit dem 16. Jahrhundert, als die Volkssprache dank der Reformation zur Kirchen- und Verkündigungssprache wurde, deutsche Forscher, und ganz besonders protestantische Pastoren, um fremde Sprachen, seit Entstehung von Missionsgesellschaften im 18. Jahrhundert sogar auf der ganzen Welt. Und in Europa muß man nur nach Osten blicken, kaum eine Nation am Ostrand des historischen Deutschland, die den Erhalt ihrer Muttersprache dank gedruckter Wörterbücher und Grammatiken, dank gedruckter Literatur nicht deutschen lutherischen oder reformierten Pastoren verdanken würde, von Estland im Nordosten bis hinunter nach Slowenien (und, der Bildhaftigkeit wegen etwas übertrieben, nach Osten bis zum Ural und darüber hinaus); die Sprachen kleinerer Völker und Stämme, die heute weitgehend verschwunden sind, muß man auch dazuzählen. Die Verlagsorte jener Schriften, die Sprachen erhielten, ja im modernen Sinne erst „schufen", weil sie Wortschatz und Regeln schriftlich fixierten und zu Allgemeingut machten, sprechen für sich: Königsberg, Wittenberg, Halle und Tübingen in erster Linie.

Mißachtung der eigenen

In grellem Kontrast zu diesen historischen Leistungen, die in Deutschland an sich weitgehend unbeachtet bleiben, steht die Geringschätzung, mit der in Deutschland heutzutage die deutsche Sprache behandelt wird, nicht nur in den Medien, sondern sogar von amtlichen Stellen, von „der Politik". Man muß sich gar nicht vom Reizthema „Rechtschreibreform(en)" ablenken lassen. Selbst bei unterdurchschnittlichem Medienkonsum müßte ein halbwegs empfindsamer Sprachinteressierter täglich schmerzhaft viel Lebenszeit darauf verwenden, alle sprachlichen (muttersprachlichen!) Mißgriffe in das große Sündenregister der deutschen Sprache einzutragen, die sich unentwegt in gedruckten oder gesendeten Medien aufsammeln lassen (stilistische und orthographische Schwächen gar nicht mitgezählt). Journalismus erweist sich dank Rundfunk und Fernsehen als sprudelnde Quelle munter dahinplätschernder Schwatzhaftigkeit, deren auffallendes Kennzeichen ist, daß sie von den Gegebenheiten, über die sie sich verbreitet, eine ebenso oberflächliche Kenntnis besitzt wie von der Form, in der die Sprache geregelt wurde. Die deutsche Grammatik ist das bevorzugte Opfer der Mediensprache, auffallend bruchstückhaft sind die Kenntnisse über den Gebrauch des Genitivs, von Dativ und Akkusativ, Singular/Plural, Tempi, Adverbien und vielerlei mehr. Fatal daran ist, daß der unbeanstandete schludrige Sprachgebrauch stilbildend wirkt, sich epidemieartig ausbreitet und zur Regel wird, da die Medien eine immense Reichweite haben und im Alltag alles andere übertönen. Außerdem haben sie sich als angebliche vierte Gewalt einen irgendwie amtlichen Status erschlichen, dem zu viele Menschen selbst in der so „aufgeklärten" Gegenwart gerne gehorchen. Inzwischen gilt auch für den Duden der tatsächliche Sprachgebrauch allein als „richtig", so daß Mängel sich allein dank ihrer Existenz selbst legitimieren.

Es wird ja immer wieder gerne behauptet, in Deutschland lebten zahlreiche einheimische Analphabeten, deren Zahl mitunter mit 4 Millionen angegeben wird - eine der berühmten „Dunkelziffern", die exakt zu quantifizieren sich dieser oder jene berufen fühlt. Nur, weshalb aber mußten diese heimlichen Analphabeten fast alle in Rundfunk und Fernsehen ein berufliches Betätigungsfeld finden und weshalb fühlt sich eine beachtliche Anzahl dieser Gruppe berufen, ausgerechnet in Zeitungen zu schreiben?

Englische Krankheit

Weiter im Sinnzusammenhang: Findet man so leicht auf dieser Erde ein Land, dessen große Konzerne (inzwischen gibt es auch kleinere Nachahmer) als interne Umgangssprache in der Firma eine Fremdsprache vorschreiben? In dem Bundes- und Landesministerien, besonders in den Bereichen Wirtschaft, Schule, Bildung, Forschung (die Universitäten nicht zu vergessen) ihre Pressemitteilungen, ihre Programme wie ihre Rechenschaftsberichte mit fremdsprachigen Vokabeln, Überschriften und Kennzeichnungen „aufhübschen"? Nachrichten sind allerorten längst news, manche Universität liebäugelt neben den selbstverständlich fremdsprachigen Fachbezeichnungen, Studiengangbenennungen oder Examina auch mit dem Gedanken, die Vorlesungen und Übungen gleich auf Englisch zu halten.

Beispiele, lauter Beispiele

Zugegeben, in Österreich sind die Verhältnisse auch nicht besser (in Werbung und Selbstdarstellung nennt sich das Land bequemerweise gleich „Austria"). Aber ist das ein Argument, die beklagte Erscheinung nicht „deutsche Seuche" zu nennen?
Einheimische Beispiele gefällig? Es wären genug, um über Jahre die Spalten unseres Blattes allein damit zu füllen. Willkürlich erinnert: Als neulich für einige Wochen im Gerede war, Universität und TU München zu fusionieren, erwärmten sich Hochschulpräsidenten und Wissenschaftsminister für einen zugkräftigen Namen, den sie der aus dem Zusammenschluß entstehenden neuen Hochschule geben wollten („University of Munich"). Um dem darbenden Augsburg aufzuhelfen, kam das bayerische Wirtschaftsministerium auf die inzwischen gescheiterte Idee, die Wirtschaftsregion München nach Westen um Augsburg zu erweitern und nannte das Ergebnis „greater Munich area". Ach Augsburg, die Stadt erinnert sich ihres Sohnes Berthold Brecht und nennt die dazugehörige Fest- und Veranstaltungswoche rätselhaft ABC, was als „Augsburg Brecht Connected" entschlüsselt wird. In Darmstadt soll das Jugendstiljuwel „Mathildenhöhe" neu belebt werden. Schlagzeile der großangelegten Werbeaktion, die an großen Plakatwänden prangt: „Mathilda is calling"! Und an der Autobahn mahnen zahlreiche riesengroße Werbetafeln zu mehr Rücksicht und Sicherheitsbe-

Fortsetzung auf Seite 2

Deutsch im Jahr 2006

Fortsetzung von Seite 6
wußtsein im Straßenverkehr, gegenwärtig lautet der debile Text: „fairplay on the autobahn" (wie eigentlich spricht man in diesem englischen Umfeld „autobahn" aus? Als unverständliches Grunzen?). Noch ein nagelneues Beispiel? In einem deutschen Mittelgebirge entstand ein „Urwald life Camp" als Einrichtung des quasistaatlichen Fremdenverkehrsamtes. Und bei Büchern weiß man oft nicht mehr, in welcher Sprache sie geschrieben sind, eine biedere Einführung in die vegetarische Küche stolziert als „Vegetarian Basics" daher, leider eher typisch für das Verlagsgewerbe als eine Ausnahme.

Das machtvolle Vordringen des Englischen (bzw. richtiger: des Amerikanischen) hat mehrere Ursachen. Endgültig besiegt, wagt man in Deutschland Widerstand nicht einmal in völlig unverfänglichen Bereichen, in denen er unblutig geleistet werden könnte. Auf diese Grundstimmung trifft die Übermacht, fast schon Allmacht der modernen Medien, deren Inhalte weitgehend von reinem Profitinteresse bestimmt sind, wobei diese Inhalte zu erheblichen Teilen aus den USA stammen. Wer Aufmerksamkeit erregen, Interesse für seine Aussagen wecken will, vor allem in der Werbung und in der Politik, paßt sich dem stark amerikanisierten Jargon der Medien, besonders der für Jüngere gedachten, bedingungslos an. Kritik an dieser Entwicklung, die ja nicht nur den Wortschatz verändert, sondern auch die deutsche Grammatik durch primitiveVerringerung der Regeln aushungert, wird gerne mit zwei Argumenten niedergemacht: entweder sei sie antiamerikanisch (der alte durchsichtige Trick, sachliche Einwände als emotionale zu bezeichnen) oder aber völlig weltfremd, denn die beanstandete Entwicklung sei nicht neu, es sei schon immer so gewesen. Nun ist wirklich nicht zu bestreiten, daß auch dieser Aufsatz eine ganze Menge Vokabeln enthält, die aus fremden Sprachen übernommen und mehr oder weniger der deutschen Sprachmelodie angepaßt wurden. Nur vermag dieser Einwand das Problem nicht völlig zu verschleiern, denn er verharmlost die Krise unserer Sprache und übersieht, daß das Deutsche noch nie von einer solchen Menge fremdsprachiger Begriffe und Satzbildungen überrollt wurde, die noch nie zuvor sich so pestartig in die Breite und in alle Schichten und Altersklassen ausbreiteten. Und es wurde in unserer Geschichte eben nie blind alles übernommen, es gab Widerstand, viel zahlreichere Begriffe wurden wieder ausgeschieden. -er

(Fortsetzung im Heft 3/2006)

Eigenständig, eigensinnig – Ernst Barthel

Ernst Barthel: Mein Opfergang durch diese Zeit. Ein Leben im Kampf um Wahrheit und ein elsässisches Geistesschicksal. Hrsg. von Georg Duve; Münster 2006, Verlag Monsenstein und Vannerdat; 251 S., 19 × 12,3 cm, kart. **15,50 Euro**

Der Titel klingt bitter, der Untertitel verrät schon den Grund. Ernst Barthel, geboren 1890 in Schiltigheim, gestorben 1953 in Oberkirch, fand zeit seines Lebens keinen Ort für ein behagliches Gelehrtenleben, als Elsässer und als Philosoph stand er immer quer zu allen gängigen Richtungen und Tendenzen seiner Generation.

Promoviert 1913 in Straßburg, verhinderte der Erste Weltkrieg die erstrebte Lehrtätigkeit an der Straßburger Universität; nach dem Krieg ließ ihn die französische Verwaltung nicht mehr in eine Universitätslaufbahn. Ab 1921 fand er an der neugegründeten Universität Köln eine Wirkungsstätte, dort habilitierte er sich und wirkte bis zur Entlassung 1940 als Privatdozent; eine ordentliche Professur wurde im stets verweigert. In Köln ausgebombt verbrachte er seine letzten Lebensjahre in einem Häuschen im badischen Oberkirch, das er 1933 als Zufluchtsort erworben hatte. Wer ein wenig über die wirtschaftlich kümmerlichen, unsicheren Lebensverhältnisse deutscher Privatdozenten, besonders in den Geisteswissenschaften, weiß, versteht bereits etwas von dem Opfergang, von dem im Titel die Rede ist.

Ernst Barthel war von Haus aus Philosoph, einer, der nicht in das übliche Schema der Kollegen paßte, ein umfassender Geist, der Theorien über Polarität und Logik entwickelte, sich mit Geometrie, Mathematik, Gottesbeweis und Transzendenz befaßte. Eine längere Passage aus dem Vorwort Georg Duves mag das anschaulich machen:

„Ernst Barthel lag ständig im Streit mit seinen Kollegen an den Universitäten, die mit einem Philosophen Probleme hatten, der sich nicht auf die Philosophe beschränkte, sondern sich z. B. mit der Goetheschen Farbentheorie, aber auch mit Musiktheorie befasste, und bereits 1930 einen Apparat für Stereo-Rundfunk vorstellte. Seine wirtschaftlichen Theorien waren ebenso umstritten wie seine politischen Artikel über die charakterlichen Unterschiede westlich und östlich des 10. Längengrades, mit der Zuweisung Deutschlands als Mittler zwischen Ost und West. Barthel war der festen Überzeugung, keine Fehler in seiner Logik gemacht zu haben. So bewahrte er seine Vorstellung, schrieb Bücher, viele Dutzend Zeitungsartikel und blieb bis zu seinem Tode am 16. Februar 1953 seinen Ansichten treu. Die Zeit zwischen dem Ende dieser Autobiographie und seinem Tode war geprägt vom Streit mit Schulbehörden, vielen Vorträgen und dem Versuch, durch internationale Veröffentlichungen wieder in die Öffentlichkeit zu kommen."

Heute ist Ernst Barthel vergessen, wird noch in ein paar Lexika erwähnt. „Doch gerade durch seine zugegeben extremen Ansichten ist es sehr aufschlussreich, seine Autobiographie zu lesen. Ob seine Theorien richtig oder falsch sind, ist dabei gar nicht so entscheidend, obwohl auch dies vor dem Hintergrund heutiger Erkenntnisse untersucht werden sollte."

Der Herausgeber Georg Duve kündigt an, die Autobiographie stehe am Anfang weiterer Bände, in denen veröffentlichte und auch unveröffentlichte Schriften Ernst Barthels der Gegenwart zugänglich gemacht werden sollen. Zunächst aber sehen wir in dieser Autobiographie einen aufschlußreichen, in seiner Perspektive ungewohnten Blick auf ein bitteres Jahrhundert, bitter für Deutschland, bitter für das Elsaß

Aus elsässischen Stammbuchblättern

Wer sich fürcht vor dem Dornenstechen,
Der wird gar selten Rosen brechen. 1621

Wer sich an dem Himmel hebt,
dem bricht kein Balken. 1650

Neue Leser gesucht

Für die Resonanz, die dieser Aufruf in der Ausgabe 1/2006 fand, danken wir Ihnen sehr. Über das erfreuliche Ergebnis dieser Aktion und anschließender Aktivitäten informieren wir Sie zunächst auf der Jahresversammlung.

Besonders danken wir unseren Mitgliedern und den Freunden unserer Arbeit für die zahlreichen und auch namhaften Spenden.

Zwei Brüder, zwei Dichter

Von April bis Juni würdigte die Landes- und Universitätsbibliothek Straßburg (Bibliothèque Nationale et Universitaire) mit einer Ausstellung die dichtenden Brüder Albert (1874-1930) und Adolf (1874-1944) Matthis („Le monde fraternel d'Albert et Adolphe Matthis. Strasbourg et l'Alsace de 1890 à 1940" / Die brüderliche Welt von Albert und Adolf Matthis. Straßburg und das Elsaß von 1890 bis 1940).

In seinem 1931 erschienenen „Straßburger Bilderbuch. Erinnerungen aus den Jahren 1870-1918" würdigt Fritz Maisenbacher die beiden Dichterbrüder mit einer präzisen Charakteristik: „Sie gehen ihre besonderen Wege, eigenartig ist die Wortbildung in ihren Gedichten, bodenständig und erdhaft klingt es aus ihren Liedern, derb realistisch, manchmal geradezu drastisch sind ihre Landschaftsbilder. Man merkt ihren Versen an, daß es ihnen ernst ist mit der Dichtung und glaubt ihnen die selbstbewußten Worte:

'Vor unser'm Elsaß d' Kappe ab -
Un wenn mer 's noch so hoch d' huet schmisse,
Ze fallt 's wie d' Katz uff d' Bein herab!'"

Ob die beiden das heute noch glaubten?

Kindheitserinnerungen aus Straßburg

Aus den Aufzeichnungen des Theologen Emil Frommel (1828-1896)

Der protestantische Theologe und Volksschriftsteller Emil Frommel wurde 1828 in Karlsruhe als Sohn des Professors für Malerei und Kupferstichkunst an der dortigen Kunstakademie und späteren (1829) Direktors der Großherzoglichen Gemäldegalerie Carl Ludwig Frommel und dessen Ehefrau Henriette, einer Tochter des Straßburger Pfarrers Christian Karl Gambs, geboren. Emil Frommel nahm, wie sein Bruder Max, ein späterer altlutherischer Theologe (zuletzt Generalsuperintendent in Hannover), gemeinsam mit Victor Joseph von Scheffel als revolutionärer Burschenschafter am Wartburgfest von 1848 teil, wandte sich aber nach wenigen Monaten von der Revolutionsbewegung ab und einem kleindeutsch-nationalen Konservatismus zu. Er wirkte ab 1853 als Pfarrer in Altlußheim, bis 1864 als Hof- und Stadtvikar in Karlsruhe, danach vier Jahre in Barmen und ab 1869 als Garnisonsprediger in Berlin. Als Feldgeistlicher der preußischen Gardedivision im Werderschen Korps im Deutsch-Französischen Krieg drängte Frommel nach der Schlacht bei Wörth die Vorgesetzten, ihn an die Front zu schicken. Er wurde Soldat, ging an die Front, erhielt das Eiserne Kreuz und erlebte die Belagerung von Straßburg als Divisionspfarrer und Soldat mit. Beim Einzug der deutschen Truppen am 30. September 1870 predigte er in der Thomaskirche. Zunächst blieb Frommel auf eigenen Wunsch, trotz seiner schnell in Berlin gewonnenen Popularität als Prediger, als erster deutscher Garnisonspfarrer in Straßburg, wo er im Juni 1871 in Gegenwart des Kaisers die Festpredigt beim Dankgottesdienst in der Garnisonkirche hielt. 1872 wurde Frommel zum Hofprediger ernannt, seine Predigtgottesdienste erlebten einen starken Zustrom aus allen Schichten. Er starb am 9. Novenber 1896 in Plön, wo er den Religionsunterricht der beiden ältesten Söhne Kaiser Wilhelms II. übernommen hatte; sein Grabmal auf dem Berliner Invalidenfriedhof blieb erhalten. Bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts erfreuten sich seine lebhaften belletristischen Werke und religiösen Schriften einer großen Leserschaft. In seinem Erinnerungsbuch „Familien-Chronik eines geistlichen Herrn" (erste Fassung 1867, 8. Aufl., Stuttgart 1924, letzte Auflage bisher Stuttgart 1987, Teile daraus als „Aus vergangenen Tagen", 1874, und „Aus goldenen Jugendtagen", 1912) erzählt er u.a. von den Besuchen bei der Straßburger Großmutter: „Die Großmutter in der wunderschönen Stadt".

(amg/dp)

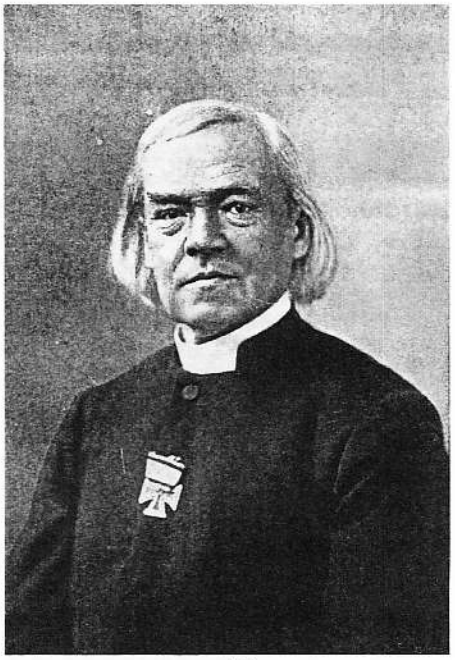
In der wunderschönen Stadt

„Ich mochte etwa vier Jahre alt sein, als ich zum erstenmal mit der Mutter nach Straßburg kam, zum Besuch der Großmutter. Der Leibkutscher Hofmann kam mit dem breiten Reisewagen des Morgens früh. Es wurde Abschied genommen, als ob's eine Reise um die Welt gelte, alle Verwandten waren da und wurden der Reihe nach geküßt. Über Rastatt und Stollhofen nach Kehl ging's und dann über die Schiffsbrücke, und drüben stand die erste Rothose, der französische Soldat, Posten. Dann kam der Paßkapitän und prüfte den großen Paß der Mutter, dann wurden die Koffer von den Douaniers sorgsam visitiert. Die Mutter hatte eine besondere Abneigung gegen die Zölle und war sehr fürs Schmuggeln kleiner Sachen, darum pochte ihr immer das Herz bei der Douane. Ich hatte gehört, daß einmal eine Dame arretiert worden war, die mehrere hundert Ellen Seide sich um den Leib gewickelt hatte. In einer Separatstube wurde die arme Frau aufgewickelt. So stand ich denn jedesmal Angst aus, wenn's nach Straßburg ging, es möchte am Ende auch einmal die Mutter aufgewickelt werden. Dieser Kindesangst habe ich es zu danken, daß ich nichts schmuggle. Aber s'ist vornehmlich eine Liebhaberei der Frauen. Auch die Tante in Straßburg ließ uns nie heim, ohne irgendeinen schmuggelhaften Gegenstand mitzugeben, und wenigstens die günstige Gelegenheit zu benützen, einem, wie wir's nannten, einen „Buckel" aufzuhängen, der bald in kleinen Dingen, wie Socken, die sie für uns gestrickt, oder auch in Matratzen und Bettpfulben bestand. Endlich rollten wir durch die Tore Straßburgs. Die finsteren Gewölbe, die rasselnden Zugbrücken, die bärtigen Soldatengesichter, wie unvergeßlich ist's einem! In der Austerlitzer Gasse Nr. 16 wurde Halt gemacht, da wohnten Onkel und Tante, die Schwester der Mutter mit ihren sieben Buben und zwei Mädchen. Die stürzten alle herunter in die enge Gasse, aus dem alten Kaufmannshause, in welchem ein Spezereiladen war, ein ganz natürlicher, kein nachgemachter, mit welchem wir spielten. Nach kurzem Gruß ging's dann zur Großmutter in der Elisabethengasse. Ach, ich könnte das Haus noch zeichnen, wie's aussah, bin auch später in alten Jahren hineingelaufen, aber s' war nicht mehr so.

Unten wohnte damals ein Küfer, der seine Faßdauben im Hof in großen Türmen aufgestellt hatte, alles roch nach frischem Eichen- und Tannenholz; oben wohnte die Großmutter. Um den inneren Hof lief ein breiter, gedeckter Holzaltan, auf welchem Blumentöpfe mit Nelken und der Hauswurzel standen, dem probaten Mittel gegen Hühneraugen. Dann führte ein Gänglein, mit roten Backsteinen gepflastert, hinein in die heimeligen, niedrigen Stuben der Großmutter. Wie traulich war's da drin! Das große Himmelbett, darin Mutter und ich schlafen sollten, schneeweiß gedeckt, alles so blink und blank; die schwarzen Silhouettenbilder der ehrbaren Vorfahren an der Wand, der Spiegel, hinter dem die Rute, mit rotem Seidenband versehen, schon vorsorglich und bedrohlich winkte.

Der Abend lag schwer über der Stadt, da fing im Münster die tiefe Glocke an zu läuten. Wie sie hinschallte, weithin rufend die Leute, die sich vor den Toren herumtrieben, hereinzukommen, ehe sie geschlossen würden! Der tiefe, wunderbare Glockenton, ich habe ihn immer summen hören. ...

An der Hand der Magd mit dem weißen Straßburger Häubchen, dem Mieder mit



D. Emil Frommel

den goldstrotzenden Schmelzblumen, den weißen, bauschigen Hemdsärmeln, den grünen Unterröcken mit dem roten Streifen dran, und den langen Zöpfen, die in seidenen Bändern ausliefen, ging ich morgens zu dem Bäcker, die frischen Sousbrote holen. Der Laden war immer voll, die Neuigkeiten wurden ausgekramt, wie des Abends am Brunnen, wo das Mädchen in dem schönen, bronzierten Kruge mit dem Zinndeckel oben Wasser holte. Das war eine neue Welt für mich, dies gemütliche, harmlose Leben der freien Reichsstädter. Dann kam die „Herde" Vettern, mich abzuholen zur Austerlitzergasse. Sie trugen alle gestreifte Blusen, was mir besonderen Eindruck machte. ... In dem Onkelshause war's aber wie für einen Buben gemacht. Da standen in dem dunklen Magazin die Sirupfässer und die großen Ballen von Man-

Fortsetzung auf Seite 8

Deutsch im Jahr 2006

Fortsetzung von Seite 7

deln. Die Vettern wußten (mehr als gut war) Bescheid, wie man das Sirupfaß anbohren und den Mandelsäcken so ein unversehenes Loch beibringen und sich dann aus dem unerschöpflichen Schatze „nachquellen" lassen konnte. Am Werktage saßen die Kontorherren in dem engen Gewölbe an großen Büchern, draußen standen die „Ladenschwengel" und verkauften, und wir trieben uns zwischen ihren Füßen durch. Aber am Sonntag war alles totenstill, oben im großen Salon feierliches Mittagessen, und zum Dessert kamen Datteln und Feigen und Rosinen und die bereits gekannten Mandeln. Das haftete tief, denn so was gab's zu Hause nicht.

Oben im Hause wohnte noch eine alte Großtante, die Tante Gretel. Hoch in den Achtzigern, war sie schon kindisch geworden und führte ein Pflanzenleben, treulich gepflegt von der Tante unten, die sie als Erbstück überkommen hatte. In einer schweren Krankheit, von der man nicht glaubte, daß sie davon sich erholen würde, roch sie plötzlich von unten herauf den Fettdampf ihres Leibgerichts, eines Schweinebraten. Schnell zog sie sich an, kam die Treppe heruntergewackelt und sagte: „Ihr hen e Schwinebrätl, warum sagen'r's denn nit?" Und sie aß und genas und lebte noch etliche Jahre.

Vor den Toren der Stadt wohnte die Jugendfreundin der Mutter. Auf der Insel Wacken die große Lohgerberei Herrenschmidt mit den vielen großen Lohhäufen und den Buben im Hause - das war ein drittes Eldorado in Straßburg. ... Die früheste Erinnerung daran geht in die Julitage 1833. Da wurde auf dem Straßburger „Polygon" Feuerwerk zu Ehren der Julirevolution abgebrannt - Raketen stiegen, die mir wie glühende Kugeln vorkamen. Wir waren oben hinauf auf die Lohkäsdarren gestiegen. Papa Herrenschmidt hielt mich im Arm und zeigte mir die Kugeln und die Illumination. Das ist die tiefste, erste Jugenderinnerung gewesen außer der tiefen Glocke im Münster.

Dort auf den Lohhäufen wurde gekämpft im Spiel, Deutsche und Franzosen vorstellend. Am Sonntagnachmittag war's auf dem Wacken „voll von Buben". Es wurde Kahn gefahren, die älteren Jungen bliesen das Waldhorn ganz hübsch, so war's denn idyllisch unter den herabhängenden Zweigen durchzufahren. Das alte Haus brannte einst ab, ein neues erstand, größer und schöner als das erste. Aber danach - und ich lag als preußischer Divisionspfarrer vor Straßburg mit meiner Division; das Feuerwerk am Himmel in dunkler Nacht wiederholte sich, die glühenden Kugeln galten der Stadt selbst, deren Brand die furchtbare Illumination war. Ich sah das Münster wie früher im Feuerschein; der Jugendtraum, der Kampf der Deutschen mit den Franzosen, war zur Wahrheit geworden. Ich kam zum Wacken; quer über den Garten, in welchem wir gespielt, lag die württembergische Batterie. Ich sah die Kirche, in der ich konfirmiert war, in Flammen aufgehen; der greise Pfarrer, der mich eingesegnet hatte, kam mit der Geistlichkeit unter dem Portal der Thoamskirche dem General v. Werder entgegen - und ich, halb straßburgisch Kind, hielt die erste Predigt nach der Übergabe!"

Quirin Moscherosch – Pfarrer und Dichter

Schäfer, Walter E.: Quirin Moscherosch. Ein Poet der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (1623-1675). Kehl 2005, Verlag A. Morstadt; 60 S., 7 farb. Fotos, 21 × 21 cm, geb. **19,80 Euro**

Wollte man es laut anpreisen, müßte man das Buch eine Entdeckung nennen. Der Unwissende entdeckt dank dieses Bändchens einen ihm unbekannten Dichter des deutschen Barockzeitalters, Quirin Moscherosch (1625-1675), wesentlich jüngerer Bruder des großen Johann Michael Moscherosch (1601-1669). Entdeckt werden kann dieser Quirin Moscherosch in einem nicht sehr umfangreichem, aber dennoch sehr gewichtigen Band, mit großer Sorgfalt verfaßt von Professor Walter E. Schäfer, dem bedeutenden Kenner und Erforscher der deutschen barocken Literatur, besonders der elsässischen. Den Text zu lesen ist ein Genuß, er informiert mit knappen Strichen doch sehr eingehend über Leben und Werk des Quirin Moscherosch, über die Zeit, in der er wirkte, enthält Proben seiner Dichtung und erscheint in seiner überzeugenden Einheit aus Inhalt und liebevoller äußerer Gestaltung in der Flutwelle des aktuellen Buchmarkts demjenigen als seltene Kostbarkeit, der das Glück hat, dieses Juwel aus dem Schlamm der Masse zu fischen.

Quirin Moscherosch wirkte als Pfarrer im Hanau-Lichtenbergischen links und rechts des Rheins (Offendorf und Bodersweier), war als Theologe und als Wortführer der hanau-lichtenbergischen Pfarrerschaft von einiger Bedeutung, und übte neben dem ernsthaft versehenen Amt das aus, was für viele seiner dichtenden Zeitgenossen auch gilt, er verfaßte Werke, die als Gelegenheitsgedichte charakterisiert, aber nicht abqualifiziert werden sollen. Diese Werke entstanden zur Würdigung und Verschönerung bestimmter Anlässe, wie sie im Leben anfallen: private, staatliche und kirchliche Festlichkeiten, Feierlichkeiten, Staatsakte. In logischer Zusammenfassung seines Wirkens fiel ihm schließlich die Rolle einer Persönlichkeit zu, die zum Hofpoeten für Hanau-Lichtenberg wurde, der in seiner Lyrik und in seinen Predigten auch etwas von einem Hofhistoriographen an sich hatte. Mit literarischen Größen der Zeit stand Moscherosch in persönlicher und brieflicher Verbindung.

Ein im Barock durchaus nicht einzigartiges Dichter- und Pfarrerleben. Wenn Quirin Moscherosch seitdem vergessen ist und nun erst wieder neu entdeckt werden muß, erst relativ spät nach vielen seiner Zeitgenossen, die in den letzten Jahren dem Vergessen entrissenb wurden, so hat das drei Gründe: Er stand für die Nachwelt kaum wahrnehmbar im Schatten seines bedeutenden Bruders, sein Werk hebt sich nicht über die ebenso qualitätvollen Werke zahlreicher Zeitgenossen hinaus und, vor allem, er geriet in den Sog der Vergessenheit, dem das Elsaß und seine deutsche Kultur des 17. Jahrhunderts schon lange anheimfielen.

So ist dieses Buch auch ein interessanter Ausschnitt aus dem Panorama elsässischer (protestantischer) Geisteskultur aus der Epoche des Dreißigjährigen Kriegs als wichtiger Teil der deutschen Kultur und der Neuordnung in den Jahrzehnten kurz vor der sich bald nach und nach vollziehenden Okkupation durch den König aus dem Westen. -er

Jahresbeitrag

Wir danken allen Mitgliedern und Lesern für die unaufgeforderte Überweisung des Jahresbeitrags in der ersten Hälfte dieses Jahres. Wer das bisher versäumt hat, kann das nachholen durch Überweisung auf unser Konto Nr. 37015 708 bei der Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70); der Jahresbeitrag beläuft sich auf 20 Euro.

Änderung

Unsere elektronische Anschrift mußte im Juli wegen Virenbefalls geändert werden (möglicherweise haben uns dadurch Zuschriften nicht erreicht).

Die neue Adresse lautet:

Freunde-der-Steinbach-Stiftung@web.de

Burgen im Wasgau

Herrmann, Walter: Auf rotem Fels. Ein Führer zu den schönsten Burgen der Pfalz und des elsässischen Wasgau. Karlsruhe/Leinfelden-Echterdingen, G. Braun Buchverlag; 224 S., 80 farb. Abb., 79 Zeichn., 61 Grundr., 21,5 × 14 cm, kart. **19,80 Euro**

Ein außerordentlich nützliches, anregendes und erfreuliches Buch. Voller umfassender, übersichtlicher, leicht nutzbarer Informationen, üppig ausgestattet mit Grundrissen, vielen farbigen Fotos und die Fotos durch klare und leicht erfaßbare optische Informationen übertreffenden Zeichnungen. Sehr zu empfehlen.

Aus dem Elsaß sind berücksichtigt die Burgen Fleckenstein, Frönsburg, Hohenburg, Wasigenstein, Lützelhardt, Klein-Arnsberg, Schöneck, Alt-Windstein, Neu-Windstein, Falkenstein und Wasenburg.